

Hans Peter Ratzinger und Elisabeth Zinschitz

Innenansichten – Außenansichten. Carl Rogers im Licht biografischer Texte

Zusammenfassung: Dieser Artikel gibt anlässlich des 100jährigen Geburtstages von Carl Rogers eine Übersicht über dessen Leben sowie eine Zusammenschau der existierenden biografischen Schriften. Beschrieben wird Carl Rogers anhand autobiografischer Texte sowie aus der von persönlichen Erfahrungen geprägten Sicht seiner Kinder. Ergänzt wird dies durch die biografischen Arbeiten von Howard Kirschenbaum, Brian Thorne, David Cohen und Norbert Groddeck, die ihre Darstellungen von Rogers' Lebensgeschichte mit der Entwicklung der Theorie des Personzentrierten Ansatzes verknüpfen. Die vorliegende Darstellung geht auf die unterschiedlichen Schwerpunkte, die in diesen drei Annäherungen gesetzt werden, ein.

Stichwörter: Rogers-Biografie, Entstehung des Personzentrierten Ansatzes

Résumé: *Carl R. Rogers: vues de l'intérieur et vues de l'extérieur à la lumière de textes biographiques* – A l'occasion du 100e anniversaire de Carl Rogers, cet article donne une vue d'ensemble de sa vie ainsi qu'un compte-rendu des écrits biographiques existants. Carl Rogers y est décrit à la lumière de textes autobiographiques de même qu'à partir de la vision de ses enfants – vision marquée par leurs expériences personnelles. Ceci est complété par les travaux biographiques de Howard Kirschenbaum, Brian Thorne, David Cohen et Norbert Groddeck, qui font le lien entre leurs récits de l'histoire de la vie de Rogers et le développement de la théorie de l'approche centrée sur la personne. Le présent exposé met en lumière les différents accents dominants contenus dans ces trois approches de la biographie de Rogers.

Mots clés: biographie de Rogers, naissance de l'approche centrée sur la personne

1. Autobiografische Notizen: Selbstdarstellung

1.1. Das Leben

Carl R. Rogers – die von ihm selbst veröffentlichten oder autorisierten Bilder zeigen den (medial breitenwirksamen) Psychotherapeuten, Forscher, Lehrer, Schulengründer. Seine erste therapeutische Kompetenz erwirbt er, nach mehrmaligem Wechsel der Studienrichtung (Agronomie, Theologie, Psychologie) im Zuge seines Psychologiestudiums an der New Yorker Columbia University, wobei vorausgehende Erfahrungen in der seelsorgerischen Betreuung von Familien als angehender Pastor und damit verbundene freiwillige Kurse am Teachers College die natürlich gewachsene Grundlage bilden. Beide Wechsel gehen für Rogers einher mit wichtigen Schritten der Emanzipation von seinen Eltern. Im Übergang zur Theologie setzt er sich ihnen gegenüber durch, indem er ein für seine liberale Haltung bekanntes College wählt – seine Eltern hatten ein konservatives dringend empfohlen – und in der Wendung zur Psychologie, indem er die Theologie aufgibt, um in der Psychologie „einen Arbeitsbereich (zu) finden, der mir die Freiheit der Gedanken beließ“ (Rogers 1961/1973, 24). Ohne sich groß zu entscheiden, folgt er

den Tätigkeiten, die ihn interessieren: Erste Aufgaben in der Erziehungsberatung als Assistent am Institute for Child Guidance in der direkten Arbeit mit Kindern sind durch eine Atmosphäre des Improvisierens und des Ordnung-ins-Chaos-Bringens geprägt: „... das hieß jedoch, daß man machen konnte, was man wollte“ (ebd., 25). Diese Freiheit und die Hinwendung zur direkten Arbeit mit Menschen scheinen einen prägenden Eindruck zu hinterlassen. Spürbar in den Selbstdarstellungen wird, welchen Auftrieb das Verlassen des „rigoros naturwissenschaftlichen, kalt-objektiven, statistischen Standpunkt(es)“ zugunsten der „dynamischen Ansichten des Kollegiums ... über Freud“ (ebd.) am Institute for Child Guidance dem Leben Rogers' gibt.

Einem dezidierten Karriereplan scheint der junge Rogers nicht zu folgen: „Ich glaube, ich habe immer das Gefühl gehabt, wenn man mir Gelegenheit gibt, die Arbeit zu tun, die ich tun will, ergibt sich alles andere irgendwie von selbst“ (ebd., 25f). Es zeigt sich, dass ein starkes Wollen hinter seinem Tun steht. Hier zeichnet sich wohl eine der Stärken Rogers' ab, nämlich auch unter widrigen Bedingungen auf dem gewählten Weg zu bleiben und dem eigenen Gestaltungswillen mit einer – im positiven Sinn des Wortes – enormen Sturheit zum Durchbruch zu verhelfen: „Bei der einfachen

Beschreibung dieser Erfahrungen erkenne ich, wie stur ich meinem eigenen Kurs gefolgt bin, relativ unbesorgt darüber, ob ich mit meinen jeweiligen Kollegen zurechtkam oder nicht“ (ebd., 28).

Erfahrungen des Scheiterns in der Anwendung übernommener Lehrmeinungen und Misserfolge in der Behandlung von Kindern überzeugen Rogers von der Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit der eigenen Erfahrung unbedingt zu trauen. Diese Selbst-Erfahrungen will Rogers nicht nur als in ihm selbst wirkmächtig anerkennen, sondern auch in seinen KlientInnen¹ (damals noch Patienten und Probanden) suchen und darauf vertrauen, dass sie dort ebenso gestaltend zur Geltung kommen wie in ihm selbst.

Ein Vorfall mit der Mutter eines seiner jugendlichen Schützlinge, „war einer von mehreren, die mir zu der Erfahrung verhalfen – erst später erkannte ich sie völlig –, daß der Klient derjenige ist, der weiß, wo der Schuh drückt, welche Richtungen einzuschlagen, welche Probleme entscheidend, welche Erfahrungen tief begraben gewesen sind“ (ebd., 27f). Eine deutliche Abkehr von der Anwendung reinen Expertenwissens gegenüber einem hilflosen Ratsuchenden ist die logische Folge. Damit beginnt auch die Einleitung eines neuen Paradigmas in der Psychologie respektive Psychotherapie: In der Unterrichtung von graduierten Studenten „wurde mir klar, daß ich, aus der eigenen Erfahrung heraus, vielleicht so etwas wie einen ausgeprägten eigenen Standpunkt entwickelt hatte. Als ich daranging, einige dieser Ideen klar zusammenzufassen, und sie in einem Aufsatz an der Universität von Minnesota im Dezember 1940 darlegte, erhielt ich sehr starke Reaktionen. Ich machte zum ersten Mal die Erfahrung, daß eine neue Idee von mir, die mir so voll glänzender und vielversprechender Möglichkeiten zu stecken schien, für einen anderen Menschen eine große Bedrohung darstellen kann“ (ebd., 29).

Neben der immer stärker Kontur annehmenden Idee, dass der Beziehung zwischen Behandelndem und Klient eine besondere Bedeutung zukommt („nicht-direktive Beratung“), erkennt Rogers in der wissenschaftlichen Forschung für sich ein wichtiges Instrument, um die Fülle seiner und der von seinen Mitarbeitern gemachten Beobachtungen in ein ordnendes Schema zu kleiden und um überprüfen zu können, ob er im subjektiven Vertrauen in seine Wahrnehmung nicht Gefahr läuft, den eigenen Trugbildern aufzusitzen. Aus den (therapeutischen) Beziehungen zu einer Vielzahl an Personen leitet Rogers Lernerfahrungen ab, die er immer auch als Lehrender anderen zugänglich macht. Dabei sieht er sich als jemand, der anderen die Gelegenheit bietet, sich in persönlicher Weise mitzuteilen, sich persönlich, mit seinen Gefühlen ins (Unterrichts-)Geschehen einzubringen. Das führt unter anderem zu einer Menge auch frustrierender Erfahrungen, wie Rogers gelegentlich

andeutet. Aber: „*Erfahrung ist für mich die höchste Autorität. Der Prüfstein für Gültigkeit ist meine eigene Erfahrung. ... Ich muß immer wieder zur Erfahrung zurückkehren, um der Wahrheit, wie sie sich mir als Prozess des Werdens darstellt, ein Stück näher zu kommen*“ (Rogers 1961/1973, 39). Möglicherweise liegt hier aber ein Hinweis auf ein weiteres Talent von Carl Rogers, nämlich widersprüchliche Erfahrungen auszuklammern und sich auf jene Phänomene zu konzentrieren, die der Untermauerung seiner Vorannahmen und theoretischen Entwürfe dienen. Hier fühlt man sich an den immer wieder erhobenen Einwand erinnert, der Personzentrierte Ansatz blende die Erfahrung von Aggression, Gewalt und Destruktivität als soziale Phänomene aus bzw. wisse diese nicht in sein Menschenbild mit der Betonung auf Wachstumsorientierung zu integrieren. Bei seiner Tochter Natalie finden sich denn auch Hinweise darauf, dass Rogers sich der eigenen Schwierigkeit, seinen Ärger wahrzunehmen, bewusst war (siehe unten).

Rogers veröffentlicht die Darstellungen über sich selbst meist zuerst als Vortrag anlässlich einer Ehrung seiner Person oder einer Würdigung seiner Verdienste. Erst später erscheinen diese persönlich gehaltenen Einblicke in Form von Artikeln oder Buchkapiteln. Er folgt dabei natürlich den von ihm vorausgesehenen Erwartungen seines jeweiligen Publikums und präsentiert sich dementsprechend als Therapeut, (Hochschul-)Lehrer, Forscher und Schulgründer. Unter all diesen Lebensaspekten begegnet dem Leser bzw. Zuhörer ein Mensch, der von sich sagt, dass er sich auf sein Gegenüber einlässt und mit seiner persönlichen Erfahrung, seinem Intellekt, seiner Neugier, seinem Wissensdurst, seinem Humor etc. als Person gegenübertritt.

1.2. Die Ehe

Eine Empfindung des Erstaunens stellt sich ein, beim Wiederlesen einer Passage von Carl Rogers über sich selbst als Partner, Mann und Liebhaber. Insbesondere über den recht offenen Ton bezüglich eigener Erfahrungen als männliches, sexuelles Wesen. Seine Schüchternheit, Unerfahrenheit und Unwissenheit in sexuellen Belangen hindern ihn nicht daran, sich, sobald sich eine Möglichkeit bietet, den eigenen und fremden Fragen zum Thema Partnerschaft und Sexualität zu stellen. Ihm hatte gedämmert, dass die eigene sexuelle Zufriedenheit sich nicht automatisch in seiner Frau widerspiegeln musste. Also nahm er als Proband an einem Forschungsprojekt zu diesem Thema teil: „Ich erkannte, daß ich überhaupt nicht wußte, ob meine Frau jemals einen Orgasmus erlebt hatte. ... Aber das Wichtigste, was ich lernte, war, daß man über die Dinge in seinem Privatleben, über die man glaubt, unmöglich reden zu können, dennoch reden kann, und zwar frei und ungezwungen“ (Rogers 1982, 29). Andere Probleme im Zusammenleben mit seiner Frau Helen deutet er zwar an, will sie aber nicht veröffentlicht wissen. Hier beschränkt er sich auf die Erwähnung von Zeiten großer Nähe

1 Die Autorin und der Autor dieses Artikels fühlen sich einer Schreibweise verpflichtet, die beide Geschlechter als eigenberechtigt anerkennt. Bei der Bezugnahme auf Originaltexte orientieren wir uns an der dort verwendeten Schreibweise.

und ebensolcher Distanz. Als problematisch für ein gemeinsames Leben erachtet er, seine eigene Neigung, seine Frau in halb öffentlichen Situationen herabsetzend zu behandeln, womöglich eine Folge seiner zeitweilig empfundenen Scham für sie, „weil sie in allgemeinen wie akademischen Dingen so wenig zu wissen schien“ (ebd., 27). Differente Auffassungen darüber, ob es in einer Ehe ein Besitzen-Wollen geben könne und ob auch außerhalb der eigenen Beziehung Nähe und Intimität erfahren werden können, hielten nach Rogers' Meinung eine – nicht zu jeder Zeit angenehme – Spannung zwischen Helen und ihm aufrecht.

Wiederum ist hier auf den Kontext dieser Selbstaussagen zu verweisen. Sie finden sich in einem Buch über die unterschiedlichen Zugänge zu gelebter/lebbarer Partnerschaft. Rogers bietet eine subjektive Auswahl seiner persönlichen Erfahrungen an, dergestalt – man darf davon ausgehen –, dass sie mit seinem eigenen Selbstkonzept in Einklang stehen. Dass diese Selbstzeugnisse auch anders ausgelegt werden können, lesen wir bei Cohen (1997) (siehe unten).

1.3. Das Altern

An Rogers' Selbstbeschreibungen im Alter fällt auf, dass sie in einem leicht veränderten Grundton gehalten sind, der als beinahe schwärmerisch, ja euphorisch zu bezeichnen ist (Rogers 1980/1981). Dabei führt er weniger detailliert geschilderte Einzelerfahrungen als Belege seiner Aussagen an. Eher lässt sich ein erzählerischer Duktus festmachen. Rogers ist zu dieser Zeit längst aus dem Universitätsbetrieb ausgestiegen und folgerichtig nicht mehr einer streng wissenschaftlichen Denk- und Ausdrucksweise verpflichtet. Ebenso interessieren ihn nun auch Themen, mit denen sich auf akademisch-psychologischem Boden keine Meriten verdienen lassen: mysteriöse Phänomene wie Paragnosien, Gedankenübertragung, Hellsehen, außerkörperliche Erfahrungen, Leben nach dem Tod etc. (ebd., 49).

Zwar spürt er deutlich ein Nachlassen seiner körperlichen Kräfte, aber gleichzeitig ein starkes Interesse an Neuem: „Es langweilt mich, wenn ich mich immer wieder dasselbe sagen höre. Es ist lebensnotwendig für mich, Neues auszuprobieren“ (ebd., 44). Er schildert sich als sexuell lebendig, aktiv, eingebettet in eine Vielzahl Sicherheit gebender Beziehungen und risikofreudig. Er folgt vielen Einladungen ins Ausland und arbeitet an dort stattfindenden oder entstehenden Projekten mit. Es ist die Zeit der Encounter-(Groß)Gruppen. Rogers publiziert viel in dieser Zeit und zieht eine ungeheure Befriedigung aus dieser Tätigkeit: „Es reizt mich, die Implikationen meiner eigenen Ideen ... zu untersuchen und zu verfolgen. Es gefällt mir, den Weiterungen eines Gedankens logisch nachzuspüren. Ich bin tief in der Welt der Gefühle, der Intuition, der nonverbalen wie auch der verbalen Kommunikation verstrickt, aber ich denke auch gern über diese Welt nach und schreibe darüber“

(ebd., 46). Dabei anerkennt er auch den kleinen, unsicheren Buben in sich, der seine Unsicherheiten in der zwischenmenschlichen Kommunikation durch einen gewandten schriftlichen Ausdruck zu kompensieren versteht.

Rogers beschreibt auch, dass er gelernt hat, besser für sich selbst zu sorgen, dass ihm der freie Ausdruck seiner Gefühle zunehmend besser gelingt und er sich seiner selbst erfreuen kann: „Ich mag mich“ (ebd., 47). Und er vergisst dabei auch nicht zu erwähnen, dass ihn die Zeit der Krankheit seiner Frau fast zusammenbrechen lassen hat: „Ich erkannte, daß ich, um zu überleben, *mein* Leben leben mußte und daß dies an erster Stelle zu kommen hatte, obwohl Helen so schwer krank war“ (ebd., 48).

Sein Erleben hat sich verdichtet, Berührtsein löst tiefere Reaktionen aus und die Gefühle schwanken stärker als früher. Er ist in der Lage, ein größeres Ausmaß an Intimität zuzulassen, und erlebt sich sinnlicher. Hier folgt das vorsichtige Bekennen, dass Psychotherapie dem/r Therapeuten/in die Erfahrung von Intimität bietet, ohne zuviel von der eigenen Person zu riskieren. Rogers verweist hier auf seine persönliche Grenze, nicht die des Ansatzes, den er vertritt. Psychotherapie im Rogers'schen Sinne bietet dem/r Klientin eine Bühne auf der Ebene der Beziehung, aber es ist seine/ihre Bühne. Kongruenz ist eine notwendige Bedingung, um dem/r Klienten/in das eigene Erleben des/r Therapeuten/in zur Verfügung stellen zu können, aber es geht ganz um die Selbst-Erfahrungen des/r Klienten/in.

Die neu gewonnene Intimität ereignet sich nicht nur als sexuelle Erfahrung, sondern als Freiheit des Ausdrucks „jedes Aspektes meines Selbst“ gegenüber seinen Mitmenschen. Wie so viele Erfahrungen im Leben Rogers' geht auch diese umgehend reflektiert in alle Beziehungen ein: „Einen Menschen so zu mögen, wie er ist, und auf meine Erwartungen, wie ich ihn haben möchte, oder wie er für mich sein sollte, zu verzichten, meinen Wunsch aufzugeben, diesen Menschen nach meinen Bedürfnissen zu ändern, dies ist ein überaus schwieriger, aber gewinnbringender Weg zu einer befriedigenden intimen Beziehung“ (ebd., 51).

Die Erfahrung des Sterbens seiner Frau Helen verändert die Einstellung Rogers' zum Tod radikal. Sein Gefühl der absoluten Endlichkeit des Seins wandelt sich in die Ahnung von einem Danach: „Ich halte es jetzt für möglich, daß jeder von uns ein die Zeiten überdauerndes Geistwesen ist, das in einem menschlichen Körper zu Fleisch geworden ist“ (ebd., 57). Tatsächlich verlief Rogers eigener Tod zumindest dem äußeren Anschein nach seinem Wunsch entsprechend, nämlich „schnell zu sterben, bevor es zu spät ist, mit Würde aus der Welt zu scheiden“ (ebd., 54). Seine Ängste vor Krankheit, Senilität und Hinfälligkeit sind nicht wahr geworden.

Im Folgenden verlagern wir den Blick nach außen, darauf, wie Personen aus seinem engeren Umfeld und seine Biografen mit unterschiedlichen Interessen und unterschiedlichem Erfolg versuchen, ihre Sicht von und auf Carl Rogers zu erhellen.

2. Vignetten aus der Familie

2.1. David Rogers

In den Äußerungen von David Rogers über seinen Vater fällt eine gewisse Schmallippigkeit auf. Er betont, dass er sich der Zuneigung seines Vaters gewiss sein konnte und dass er diese Sicherheit als großes Geschenk betrachte, aber diese Sicherheit erreicht den Leser nicht. Seine Mutter steht für Heiterkeit, Unternehmungslust und das Künstlerische, der Vater steht für den jungen David für „doing things“, für Handwerken und die Versorgung des kleinen Bastlers mit den Werkzeugen Erwachsener, nicht für Gespräche, wie er sich erinnert. Gemeinsame Unternehmungen im Freien, gemeinsames Erledigen von Aufgaben im Haushalt: ja; gemeinsame Gespräche: nein. Am ehesten klingt in seinen Erinnerungen so etwas wie Wehmut an und die Erinnerung an ein Gefühl der Scham, wenn ihm die Väter seiner Mitschüler herzlicher in der Begegnung, besser gekleidet und erfahrener in der Leitung großer Unternehmungen vorkamen, wohingegen der eigene Vater scheu und wortkarg auftrat.

Dass die Kongruenz seines Vaters, die positive unbedingte Wertschätzung sich auch auf David und seine Schwester Natalie erstreckte, kann deutlicher ihren Schilderungen entnommen werden. David affirmiert: „I don't believe I'm romanticizing this“ (D. Rogers 1995, 277). Es liegt die Vermutung nahe, dass sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn mit steigendem Alter intensiviert hat: So zählt Carl Rogers in seinen späten Jahren seine Kinder mit zu seinen besten Freunden (z.B. Rogers 1987/1989, 56).

2.2. Natalie Rogers

Natalie Rogers ist als Tochter ihres berühmten Vaters oft eingeladen, über ihn zu sprechen. Zu solchen Gelegenheiten vergisst sie nicht zu erwähnen, dass ihre Mutter deutlich mehr zu ihrem Persönlichkeitsbildungsprozess beigetragen hat als ihr Vater. Vor allem ihre kreativen Entfaltung habe sie zum Großteil ihrer Mutter zu verdanken. Aber Carl war definitiv eine der wichtigsten Personen in ihrem Leben: „However, I am embarrassed to say that I often thought of him as naïve and frequently dense when it came to understanding interpersonal relationships“ (N. Rogers 1995, 177). „Häufig beschränkt im Verständnis zwischenmenschlicher Beziehungen“ ist nicht das, wofür der Name Rogers gemeinhin steht. Allein, die Tochter vermag sicherlich einen Eindruck zu vermitteln, wie die alltäglich gelebte Praxis im Hause Rogers sich angefühlt haben mag. Insofern ist ihr jedenfalls Glaubwürdigkeit zuzubilligen. Später wandelt sich ihre Sichtweise in Richtung „nicht eingengt, nur unkommunikativ.“ Rogers zeigte oft keine Bereitschaft oder Fähigkeit seine Gedanken oder Gefühle im Augenblick auszudrücken. Aber er war auch als Vater und Freund ein außergewöhnlich guter Zuhörer, was Natalie als hilfreich beim Füllen persönlicher

Entscheidungen empfindet. Viele von Carls speziellen Fähigkeiten wurden schon im Kindes- und Jugendalter an Natalie weitergereicht. Fast erstaunt stellt sie bei der bewussten Auseinandersetzung mit seinen Ideen im Zuge ihrer eigenen psychologischen Ausbildung fest, wie viel von seiner Philosophie sie bereits „absorbiert“ hatte.

Laut Natalie war Carl immer der erste, der eingestand, kein sehr guter Vater gewesen zu sein, als die Kinder klein waren. Und doch gibt es Erinnerungen an einen Gutenachtgeschichten-erzählenden, freundlichen und liebenswürdigen Vater. Wenn er strafen sollte, bedeutete dies ohne Abendessen ins Bett oder auch einmal einen „nicht zu festen Klaps“. Möglichen Fantasien, bei Rogers hätte es einen personen-/klientenzentrierten Haushalt gegeben, erteilt Natalie Rogers eine deutliche Abfuhr. Die Eltern waren eindeutig zu respektierende Autorität: „Rules were rules and 'No' meant no. We were to „Do as you are told, with no monkey business!“ (ebd., 188).

Aus Natalie Rogers' Sicht wurden die Kinder ermutigt und unterstützt, Führungsaufgaben in der Schule zu übernehmen und sich nach ethischen Grundsätzen zu verhalten. Die großelterliche protestantische Pflichtethik wird ersetzt durch das Edikt, produktiv zu sein und einen positiven Einfluss auf die Welt auszuüben. An ein Gefühl der Nähe zu ihrem Vater kann sich Natalie Rogers bis zu einem Alter von 13 Jahren nicht erinnern, ab da sieht sie ihn eher als ihren Vertrauten. Und langsam dämmert ihr die Bedeutung des sich verbreitenden Rufes ihres Vaters.

Obwohl Natalie als Psychologin den Weg ihres berühmten Vaters einschlägt, geht sie in ihrer fachlichen Ausrichtung mit der Entwicklung der Expressive Arts Therapy einen eigenständigen Weg. In die Gedankenwelt des Personenzentrierten Ansatzes wächst sie im wahren Sinne des Wortes hinein. Carl und Helen Rogers bitten oft graduierte Studenten zu sich nach Hause zum Sonntagmittagstisch – eine Gelegenheit, sich persönlich kennen zu lernen und den fachlichen Austausch in ungezwungener Atmosphäre zu pflegen. Natalie ist als ZuhörerIn dabei und erfährt quasi nebenbei und doch mittendrin den nicht-direktiven Ansatz. Und nach und nach wird sie von den durchwegs älteren Studenten/innen als „natural therapist“ gesehen: „The empathic, honest, and caring qualities were not difficult for me since I had learned them by osmosis at home“ (ebd., 189).

Tiefen Eindruck hinterlässt bei ihr Virginia Axline, zu jener Zeit tätig am Counseling Center der Universität von Chicago, das von Natalies Vater geleitet wird. Sie entwickelt gerade einen speziellen Zugang zur Arbeit mit Kindern, die klientenzentrierte Spieltherapie. Ihre ersten praktischen Erfahrungen als Psychologiestudentin sollten Natalie Rogers genau in dieses Arbeitsgebiet führen. In ihrer Doktorarbeit versucht sie Spieltherapie und Creative Arts Experience miteinander zu verbinden.

In den später regelmäßig stattfindenden Projekten mit ihrem Vater schätzt Natalie nicht nur die Qualitäten ihres Vaters, sondern hadert auch mit seinen Eigenheiten: „The inability to be aware of his own anger (which he admitted) and deal with it in our team frustrated many of us“ (ebd., 201). Auch ist es nicht leicht für Natalie ihre

eigene Identität zu entwickeln, während sie neben ihrem Vater arbeitet. Sie erlebt Carl Rogers in der Führungsrolle in Teams ungewöhnlich passiv. Ohne direktiv zu sein, hat er seine sehr subtilen Methoden, Autorität auszuüben, wovon die folgende klar zu den lebenswürdigeren zählt: Faculty-Treffen werden niemals formal beendet, aber es ist klar, dass ein Treffen vorbei ist, wenn Carl Rogers die Schuhe anzieht.

Großen Unmut auf Seiten Natalies hinterlässt, dass es ihr nie gelingt, eine verbale Anerkennung ihres Vaters für ihre berufliche Arbeit zu erhalten. Als sie ihn direkt damit konfrontiert, zieht er sich mit „I’m not very good at that“ eher unelegant aus der Affäre. Allerdings versteht Natalie auch die averbalen Signale zu deuten. Als sie ihr Person-Centered Expressive Therapy Institute startet, arbeitet Vater Rogers auf Einladung gerne im Staff mit und zeigt großes Interesse und Faszination.

Wiewohl schwankend zwischen Wertschätzung für den freundlichen und fürsorglichen Vater und Verärgerung über dessen Unzulänglichkeiten gibt Natalie Rogers einer tiefen Befriedigung darüber Ausdruck, dass sie am Ende gut ausgesöhnt mit beiden Elternteilen an deren Sterbeprozess und Abschied teilhaben darf. Dies eröffnet ihr einen neuen Zugang zum Thema Tod und Sterben.

3. Lebensgeschichte – erzählt von Personen, die in der Tradition des PCA stehen²

3.1. Howard Kirschenbaum: On Becoming Carl Rogers

Kirschenbaums Biografie dürfte den von Carl Rogers selbst erzählten Geschichten am Nächsten sein. Sie wurde von Rogers gelesen und freigegeben. Veröffentlicht wurde sie, als Rogers 77 Jahre alt war, und acht Jahre nach Rogers’ Tod wurde sie erweitert³. Sie beginnt mit einer Einleitung, in der Kirschenbaum Rogers als einen Helden bezeichnet, vergleichbar mit jenen vielseitigen Helden aus fiktiven Geschichten, von denen Rogers sich als Kind so faszinieren lassen konnte. Rogers habe sich im Laufe seines Lebens ebenfalls auf vielerlei Abenteuer eingelassen, und Kirschenbaums Anliegen ist es, einen Überblick über diese Vielseitigkeit zu geben. Er schreibt eindeutig aus der Position eines Anhängers und Bewunderers, dessen Anliegen, so wie er angibt, es ist, mit dieser Biografie die Verbreitung des Ansatzes zu unterstützen. In seinem Bemühen „to give a balanced picture“ (Kirschenbaum 1979, xvi) gibt Kirschenbaum ein differenziertes Bild von Carl Rogers wieder, wobei die Betonung

doch deutlich auf einer sehr positiven und bisweilen liebevollen Darstellung von Carl Rogers’ Entwicklung liegt. Sie ist die detaillierteste aller Rogers-Biografien, gespickt mit Auszügen aus Tagebüchern und Briefen. Kirschenbaum hatte Rogers selbst zur Befragung zur Hand und hat außerdem viele andere Menschen interviewt, darunter Rogers’ Frau, Geschwister und Kinder, aber auch LehrerInnen und StudentInnen.

Carl Rogers wird als ein kränkliches, aber sehr sensibles und intelligentes Kind dargestellt, das unter den innerfamiliären Neckereien sehr leidet. Insbesondere sein Mangel an sozialen Kontakten und die liebevoll strenge Religiosität und Moral seiner Eltern werden als persönlichkeitsbildende Faktoren hervorgehoben. Carl wächst auf in einer von protestantischer Pflichtethik geprägten Atmosphäre, getragen von der Diskrepanz, zu den Auserwählten zu gehören und ein sündiger und nichtswürdiger Mensch zu sein. Außerdem lernt er nachdrücklich, dass „bad feelings“ aus der Familie draußengehalten werden müssen. Als Vater vermittelt er dies auch seinen Kindern.

Ein wesentliches Moment seines Ablösungsprozesses von der Familie stellt die Reise nach China dar. Die Loslösung erfolgt über eine Änderung seines religiösen Denkens. Die große Distanz und das dadurch verlangsamte Tempo, in dem seine diesbezüglichen Briefe seine Eltern erreichen, erleichtert ihm die Verselbständigung, da der Widerspruch erst dann eintrifft, nachdem sich seine Überlegungen bereits gefestigt haben.

Sein wachsendes Interesse für Agrikultur und Biologie gilt als Vorläufer seiner späteren wissenschaftlichen Entwicklung und seines Denkens. Viele seiner Denkmodelle sind der Biologie entlehnt. In seiner Karriere als Psychologe ist er von zwei verschiedenen Kräften beeinflusst: Neben dem zunehmenden Wunsch und Bemühen, den Menschen von innen her zu verstehen, besteht die Überzeugung, ihn anhand objektiver Testverfahren auch von außen her erklärend abbilden zu können. Es erscheint ihm stets wichtig, seine theoretischen Überlegungen durch gesicherte Forschungsergebnisse zu stützen.

Carl Rogers wird als jemand beschrieben, der nicht von einem großen Vorbild lernt, sondern in Hinblick auf Erwerb von Wissen in erster Linie seiner eigenen Erfahrung vertraut. Andererseits meint Kirschenbaum, Rogers’ Formulierung des Personzentrierten Ansatzes sei nicht als ein neu erdachtes Konzept zu sehen, sondern als ein gelungener und radikaler Versuch, bereits existierende moderne Konzepte in ein organisiertes System einzubauen: „I would suggest that Rogers’ contribution lay not in his uniqueness, but in his extreme and systematic approach to therapy. In effect he took many of the newer concepts and practices in therapy and built them into an organized system which was more extreme than any of his recent predecessors or contemporaries“ (ebd., 124).

In seiner minutiösen Beschreibung von Rogers’ Arbeitsjahren und der einhergehenden Entwicklung seines Denkens bringt Kirschenbaum eine Dichte an Details, die dem Leser den Eindruck ver-

2 Der Vollständigkeit halber sei hier noch die Habilitationsschrift von Reinhold Stipsits erwähnt, die 1999 unter dem Titel „Gegenlicht – Studien zum Werk von Carl R. Rogers“ erschien und in der sich zahlreiche biografische Anmerkungen finden. Diese hier zu besprechen würde über den Rahmen des Artikels hinausgehen.

3 Für die Verfassung dieses Artikels lag lediglich die nicht erweiterte Fassung sowie die stark verdichtete Version der Gesamtarbeit in Suhd (1995) vor.

mitteln, jeden Entwicklungsschritt unmittelbar mitverfolgen zu können. Die Darstellung der Jahre in Rochester und Chicago geben genau wieder, wie Rogers von einem Experten zu einem Zuhörer wurde. Dabei lässt er sich von den Gedanken anderer Leute wie Jessie Taft und Frederick Allen anregen, folgt aber immer seinem Vertrauen in die eigene Erfahrung. Die Auseinandersetzungen mit Skinner und Buber werden eingehend besprochen wie auch die von ihm betriebenen Forschungen und entwickelten Testverfahren. Außerdem zeigt die gesamte Biografie, wie Rogers mehr und mehr er selbst sein kann und parallel dazu seine Sicht der Bedeutung der Kongruenz für das Therapiegeschehen herausarbeitet. Die Person Rogers an sich wird bei Kirschenbaum nicht als einseitig akzeptierend und freundlich dargestellt. Es finden sich auch Widersprüchlichkeiten, wenn er etwa warm, umsorgend und gleichzeitig sehr willensstark und distanziert erlebt wird: „In my opinion the answer lies in another set of Rogers’ characteristics that were frequently mentioned by his students, associates, and friends: a combination of great warmth, giving, and caring and also, paradoxically, an impression of distance and aloofness“ (Kirschenbaum 1979, 186). Auszüge aus Briefen aus der Wisconsin-Zeit, die vom Konflikt zwischen ihm, Gendlin, Kiesler und Truax zeugen, zeigen ihn als jemanden, der dem Konflikt nicht aus dem Weg geht und der bisweilen sehr bissig sein kann (ebd., 286). Die Probleme, die Carl und Helen in einem späteren Zeitpunkt ihrer Ehe bekommen, als Helen sehr krank und abhängig wird und Carl sich sehr belastet fühlt, beschreibt Kirschenbaum im Detail, ohne darüber ein Urteil abzugeben (ebd., 416). Es ist dies eine Zeit, in der sich Rogers der politischen Bedeutung seiner Ideen bewusst wird und beginnt, tiefer in die gesellschaftspolitische Arbeit einzutauchen. Die Encounterbewegung bietet nicht nur dem Einzelnen die Gelegenheit, in der Gruppe das eigene Wachstumspotenzial zu erleben, sie stellt auch ein wirkungsvolles Mittel zur Annäherung verfeindeter Standpunkte gesellschaftlicher Subgruppen dar. Rogers, der das in dieser Arbeit liegende große Potenzial erkennt, leidet sehr unter der durch seine schwerkranke Frau eingeschränkten Bewegungsfreiheit. Dennoch bringt sein – nach dem Tod von Helen verstärkter – Einsatz in der selbstaufgelegten Mission der Friedensarbeit dem international bekannten Rogers weitere Anerkennung: „The older he was and the more experience he had in facilitating communication and community among diverse groups, the more committed he became to reducing international and intergroup tensions and achieving world peace“ (Kirschenbaum 1995, 79).

3.2. Brian Thorne: Carl Rogers

Einen knappen Abriss verfasst Brian Thorne, der sich auf eine kurze Darstellung der Eckdaten aus dem Leben Carl Rogers’ beschränkt. Die wichtigen Lebensperioden und -stationen sind vermerkt und mit interpretierenden Anmerkungen versehen. Mit ihrer Aneinan-

derreihung bezieht er sich augenscheinlich auf seinen Vorgänger als Biografen, Howard Kirschenbaum. Die Biografie erscheint post mortem, im Jahr 1992. Weder scheint Thorne Rogers persönlich so gut gekannt, noch je Gelegenheit zu einem ausführlichen Interview gehabt zu haben wie Kirschenbaum. Sein Hauptaugenmerk liegt also folgerichtig auf einer Darlegung der theoretischen Implikationen Rogers’ und seines Einflusses auf die gelebte therapeutische Praxis, nebst einer Diskussion der Kritiken und Einwendungen gegen Rogers’ Ansatz. Dem gelernten Theologen Thorne liegt die spirituelle Dimension im Leben Rogers’ am Herzen, da er auf die verwertbaren Hinweise und Äußerungen Rogers’ an mehreren Stellen seiner Arbeit eingeht.

Rogers’ Theoriegebäude wird in einer übersichtlichen Ganzheit vor dem Leser aufgebaut. Dabei tritt die phasenhafte Entwicklung und Vertiefung der theoretischen Überlegungen in den Hintergrund und es entsteht eher der Eindruck einer lehrbuchhaften Präsentation der personzentrierten Theorie. Diese allerdings umfasst alle wesentlichen Ideen aus Rogers’ Denken, von der Autonomie und Ressourcenorientiertheit der Person über die Aktualisierungstendenz hin zur Idee der „fully functioning person“, von den Bewertungsbedingungen, dem Selbstkonzept, zu den notwendigen und hinreichenden Bedingungen für Persönlichkeitsveränderung und der Beschreibung des therapeutischen Prozesses. Selbst die, vom späten Rogers angedachte, vierte Bedingung, zusätzlich zu den drei „core conditions“ ist erwähnt. Rogers beschreibt sie mit dem Begriff Anwesenheit bzw. Präsenz: „When I am at my best, as a group facilitator or a therapist, I discover another characteristic. I find that when I am closest to my inner, intuitive self, when I am somehow in touch with the unknown in me, when perhaps, I am in a slightly altered state of consciousness in the relationship, then whatever I do seems to be full of healing. Then my simple *presence* is releasing and helpful“ (Rogers 1986; zit. nach Thorne 1992, 40).

Bereits in seinem Theorieentwurf aus dem Jahr 1959 hat Rogers ein klar konstruktivistisches Wissenschaftsverständnis an den Tag gelegt. „There is no such thing as Scientific Knowledge, there are only individual perceptions of what appears to each person to be such knowledge“ (Rogers 1959, 192; zit. nach Thorne 1992, 42). Thorne legt dar, dass ein derartiges Verständnis, mit dem Primat der persönlichen Erfahrung, verschiedene Implikationen mit sich bringt. Rogers ist darauf bedacht, seiner eigenen und der Erfahrung des Klienten möglichst offen gegenüber zu sein. Erfahrungsdaten bilden die Basis für das therapeutische Geschehen, so wie sie in die subjektive Welt von Klient und Therapeut einfließen, und dafür, wie es gelingt, vom je eigenen Bezugsrahmen her darüber in Interaktion zu treten. Die Theorie der Psychotherapie und der Persönlichkeitsveränderung versucht nun diese subjektiven Daten in ein ordnendes Schema zu bringen. Die Theorie versucht zu beschreiben, *was* passiert und *wie* es passiert, oder in anderen Worten, die Hypothesen über die Erfahrungen aus der therapeutischen Interaktion führen zu generellen Annahmen über die Natur der menschlichen

Persönlichkeit und des menschlichen Verhaltens. Rogers behauptet zu Beginn nicht, dass eine Aktualisierungstendenz in jedem von uns wirkt, sondern dass, wenn Klient und Therapeut in einer helfenden Beziehung der subjektiven Wahrnehmung und Erfahrung folgen, dem menschlichen Organismus eine aktualisierende Tendenz mit anderen Teilen der natürlichen Ordnung gemeinsam ist. Diese Tendenz komme freilich häufig nicht zum Tragen, weil die subjektive Erfahrung nicht anerkannt wird und statt dessen kritische und bewertende Äußerungen Bewertungsbedingungen herstellen, die den Selbstaktualisierungsprozess mit der Aktualisierungstendenz des gesamten Organismus in Konflikt bringen. Erfahrung ist „all that is going on within the envelope of the organism at any given moment which is potentially available to awareness“ (Rogers 1959, 197; zit. nach Thorne 1992, 43). Genau diese Grundlegung der subjektiven Erfahrung ist Ziel vieler Kritikpunkte an Rogers' theoretischen Formulierungen.

Nach Thorne liegt ein Hauptverdienst von Rogers in Bezug auf die praktische Ausübung der Psychotherapie in der Öffnung der Therapiesitzung für die wissenschaftliche Beforschung. Die Einführung von Ton- und Videoaufzeichnungen in die private Situation der therapeutischen Beziehung bildet die Voraussetzung für unterschiedliche Untersuchungsdesigns zum Wohl der Klienten und Ausbildungskandidaten, wie Thorne meint: „Rogers believed that therapy was such an important activity that it required opening up to the closest scrutiny and that far from trading on secrecy and mystification it should be revealed in all its observable dimensions (Thorne 1992, 46).

Nicht zu gering schätzen sei aber auch die Pionierarbeit Rogers' auf der Ebene des Berufsfeldes der Psychotherapie. In vielen Kämpfen und Auseinandersetzungen mit dem Berufsstand der Psychiater eröffnet und verteidigt Rogers Zug um Zug Betätigungsfelder für sich selbst und viele Psychologen respektive Psychotherapeuten.

Rogers' Erfolge als Forscher werden bei Thorne zwiespältig wahrgenommen. Im Aufwerfen notwendiger und interessanter Fragestellungen, als Impulsgeber und unbeirrbarer Denker sieht er ihn mit großem Respekt. Den erzielten Forschungsergebnissen aus Rogers' Arbeiten steht Thorne reserviert gegenüber, was ihre Gültigkeit angeht. Unter Bezugnahme auf Levant und Shlien sowie Watson und wohl so etwas wie einen „common sense“ in der scientific community gesteht er weder Rogers' Forschungsmethodik noch Ergebnisevaluation großes Gewicht zu (ebd., 75f), wie überhaupt sich die Erforschung des Klientenzentrierten Ansatzes in Überblicksstudien als „fehleranfällig“ und „wenig überzeugend“ erwiesen habe. Das führt sogar zu der Aussage: „Indeed, it would seem that, as yet, Rogers' own hypotheses as he originally formulated them, remain untested“ (ebd., 77).

Dies ist nicht der einzige Punkt, in dem Thorne mit Kritiken an Rogers übereinstimmt. Buber konnte in seinem Dialog mit Rogers überzeugend darlegen, dass es sich bei der therapeutischen Beziehung um keine handelt, die auf voller Gegenseitigkeit basiert. Die

Therapiebeziehung konstituiere immer ein Ungleichgewicht, das eine offene Begegnung von unabhängigen Personen im Sinne einer „Ich-Du Begegnung verunmögliche“, denn „life-giving 'I-Thou' relationship is only possible when both frames of reference are experienced simultaneously“ (ebd., 83). Aus dieser Blickrichtung entscheidet sich Thorne dafür, es mit Van Belle zu halten, der in der Kooperation des Therapeuten mit dem Klienten die wesentliche Aufgabe des Therapeuten sieht und „facilitation“ (ebd., 85) als Etikettenschwindel betrachtet, der den Klienten einlädt oder – schlimmer noch – verführt, sich einseitig auf seinen Therapeuten zu verlassen oder sich mit ihm zu identifizieren. So könnte durch mangelnde Kongruenz ein Verhältnis entstehen, das im Glauben an den alles vermögenden Therapeuten verhaftet bleibt und nicht in die Selbst-Ermächtigung und Emanzipation des Klienten mündet (ebd., 70).

3.3. Norbert Groddeck: Carl Rogers – Wegbereiter der modernen Psychotherapie

Groddecks Biografie ist der erste in deutscher Sprache verfasste Überblick über Rogers' Leben. Sie beginnt, indem der sich wandelnde Zeitgeist in den Vereinigten Staaten zum Zeitpunkt von Rogers' Geburt beleuchtet wird.

Rogers' Eltern gründen ihre Familie, als soeben das Jahrhundert des Kindes ausgerufen ist. Das bedeutet eine radikale Wende im Erziehungsdenken: Die Erwachsenen sollen jetzt für die Kinder da sein, während vorher die Kinder sich dem Denken und den Ansprüchen der Eltern anpassen mussten. In einem angemessenen und guten pädagogischen Rahmen sollen Selbstbestimmung und Kreativität des Kindes gefördert werden. Natürlich ist das auch eine Zeit, in der der Kampf zwischen Erneuerern und Traditionalisten tobt. In diesem Spannungsfeld erziehen Julia und Walter Rogers ihre sechs Kinder. Ein weiterer bestimmender Faktor ist der Pioniergeist der Einwanderer, die aus Europa ausgewandert waren, um endlich ihr Leben frei und ohne viel Einmischung durch den Staat zu gestalten. Carl Rogers' Familienerbe ist ein „strenger missionarischer Protestantismus gepaart mit einem vom Überlebenskampf geprägten Pragmatismus“ (Groddeck 2002, 22). Die Lebensausrichtung ist individualistisch, geprägt von Selbstverantwortung, in der wirtschaftlicher Erfolg und ein frommes, tugendhaftes Leben keinen Widerspruch darstellen. Groddeck bezeichnet Rogers' Familie als eine Wagenburg aus der Pionierzeit: „Man fühlte sich umzingelt von Feinden, Fremden und von religiösen Verlockungen und Versuchungen des Vorstadtlebens. Man musste zusammenhalten und jeder Mann in dieser ‚Pionierfamilie‘ musste sich anstrengen und aufpassen, dass die hohen Standards einer christlich-tugendhaften Lebensführung eingehalten werden konnten. Das bedeutete konkret: Viel Arbeit, keine Freizeit, kein Müßiggang, keine ‚Laster‘ und stets ein Vorbild für die anderen zu sein“ (ebd., 23).

Wie bereits beschrieben, wird Carl als sehr sensibles und intelligentes Kind geschildert, das anders als seine Geschwister ist. Dieser Umstand und die Tatsache, dass ihm kein Umgang mit Kindern aus anderen Familien erlaubt ist, führt zu einer inneren Einsamkeit, die sehr wahrscheinlich dazu beigetragen hat, dass gerade solche zwischenmenschlichen Elemente wie Kontakt, Einfühlung, Akzeptanz und Beziehung in seinem psychotherapeutischen Ansatz so wichtig geworden sind. Der Aspekt, dass Gefühle, vor allem negative, in der Familie nicht offen gelebt werden, erklärt womöglich, weshalb Kongruenz zwar anfangs als Therapiebedingung aufscheint, aber erst in einer späten Phase seines Lebens Bedeutung als gelebte Praxis gewinnt. Auch jene vierte Bedingung für Persönlichkeitsveränderung, die Rogers erst im hohen Alter hinzufügt, wird als Ergebnis seiner eigenen Entwicklung beschrieben: „In seinem Spätwerk fühlte Rogers sich ermutigt, die drei förderlichen Einstellungen des Beraters und Therapeuten, die er in seiner frühen Psychotherapieforschung als die entscheidenden Wachstumsbedingungen herausgearbeitet hatte, (...), um eine vierte zu erweitern, die er Präsenz (Gegenwart/Anwesenheit) nannte. Er konnte und wollte dieses intuitive Element nicht mehr mit den Mitteln der empirischen Forschung untersuchen und erfassen und beschrieb (sie) deshalb nur phänomenologisch von seinem Erleben her“ (Groddeck 2002, 179f).

Groddeck weist auf Rogers' Zerrissenheit zwischen Empirie und Phänomenologie hin und beschreibt, wie Rogers sich doch zunehmend auf seine Intuition und sein implizites Wissen verlässt und sich der akademischen Tradition entzieht. Er stellt ihn in einen frühen Zusammenhang mit dem konstruktivistischen Denken, denn in dieser Zeit schreibt Rogers einen Artikel, in dem er einer Idee Ausdruck verleiht, die „wir heute (2001) konstruktivistisch nennen würden und die seit den 1980er Jahren von vielen systemischen Theoretikern ebenfalls propagiert wird und die Rogers' Werk mit seiner Fundierung in der subjektiven Wahrnehmung eigentlich bereits seit 1951 durchzieht.“ (ebd., 176f).

Der Ton dieses Buches liest sich neutral bis verständnisvoll, getragen von einem Versuch, die Persönlichkeit Carl Rogers in einem differenzierten Licht zu sehen: „Rogers Karriere (war) durchaus von ehrgeizigen, zielstrebigem, beharrlichen und auch kämpferischen Motiven geprägt (...). Seine bisherige Entwicklung auch in öffentlichen Ämtern zeigte, dass er auch politisch sehr geschickt sein konnte und ein sicheres Gefühl für effektive Strategien und Mobilisierungseffekte besaß. Dies steht deutlich in Kontrast zu seiner eigenen Sichtweise, in der er sich gerne als bescheiden, zurückhaltend und verständnisvoll darstellt, als ‚sanfter Revolutionär‘, der leise durchs Leben geht“ (ebd., 81). Andererseits wird er auch als integrierende Figur dargestellt. Als Rogers begann in Erscheinung zu treten, stand er im „Mittelpunkt dieser zentrifugalen Tendenzen der akademischen Psychologie“ (ebd., 89), mit denen er aufgrund seiner „praktisch helfenden und wissenschaftlich-diagnostischen Ambitionen“ (ebd., 90) in Verbindung bleiben konnte, und hatte

dadurch eine integrierende Wirkung: „In vielen aufwendigen Verhandlungen und auf vielen Reisen nach New York und Washington gelang es Rogers, eine Übereinkunft zu erreichen, die darauf abzielte, dass die APA zukünftig eine Organisation sein wollte, die alle Psychologen zu vertreten gewillt war“ (ebd., 91). Im Vergleich zu anderen Biografien besticht diese durch den immer wieder beleuchteten sozialgeschichtlichen Hintergrund, vor dem Carl Rogers' Denken sich entwickelte. Dadurch wird es möglich, das Entstehen des Personzentrierten Ansatzes in einem breiteren Kontext zu verstehen. Groddeck beschreibt beispielsweise, wie die Entwicklung des Personzentrierten Ansatzes dadurch möglich wurde, dass die Psychoanalyse – durch die Flüchtlingswellen im Zuge des zweiten Weltkriegs zu einer „Mode- und Masseerscheinung“ geworden – zu einem wachsenden Interesse an Psychotherapie und Beratung führte (ebd., 77). Auch die Entstehung der Encounter-Gruppen fand in einer Phase statt, da es bereits in der Psychoanalyse ein „deutliches Bewusstsein dafür (gab), dass ‚der Platz auf der Couch zu knapp war‘, wie es Ruth Cohn anschaulich formulierte, ... (ebd., 145). Rogers stellt den psychoanalytischen und gruppendynamischen Konzepten ein auf Bubers Begegnungsphilosophie basierendes Gruppenmodell entgegen, wodurch auch der Ansatz erweitert wird: „In dieser Version der historischen Entwicklung wird die klient-zentrierte Therapie, obwohl sie in der zeitlichen Aufeinanderfolge früher und von der Theorie her beinahe vollständig war, zu einem Teilbereich des person-zentrierten Konzepts. Somit erlebte seltsamerweise die klient-zentrierte Therapie einen Rückschlag, als sie sich weiter ausdehnte“ (ebd., 148).

Rogers' letzte Tage werden eindrücklich aus einer fast privaten Perspektive derer, die dabei waren, geschildert. Nachdem er sich bei einem Sturz einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen hat, fällt er nach der gut verlaufenen Operation in ein Koma: „In diesen Tagen traf die Mitteilung seiner Nominierung für den Friedensnobelpreis ein. Gay Barfield schreibt: ‚Mit Traurigkeit und mit Freude zugleich lasen wir diese Ankündigung Carl an seinem Krankenbett vor, als er im Koma lag und dann am 4. Februar 1987 starb. Ich bin mir gewiss, dass er uns und unsere Nachricht verstanden hat‘ (Groddeck 2002, 202).

4. Von außen gesehen – Kritisches, Diskursives

4.1. David Cohen: Carl Rogers – A critical biography

Cohen ist, seinem Anspruch nach, ein viel kritischerer Biograf. Er ist Psychologe und Journalist, und er ist interessiert daran zu untersuchen, inwiefern berühmte Psychologen das auch lebten, was sie predigten. Seine nach Rogers' Tod erstellte Biografie hat den Vorteil, dass sie nicht nach dessen Zustimmung fragen musste oder wollte. Sie präsentiert sich als Ergebnis journalistisch-wissenschaftlicher Recherche anhand öffentlich zugänglicher Unterlagen in der Washington-Library of Congress. Allerdings kann auch an

ihrer Objektivität gezweifelt werden. Cohen beschreibt die Enttäuschung, die er und seine Studienkollegen erlitten, als sie Carl Rogers in ihre Universität einluden. Anstelle einer persönlichen Reaktion, wie sie sie erwartet hatten, erhielten sie eine sehr unpersönliche Absage. Cohen gesteht ein, dass dies eine Kränkung darstellte, wenngleich ein Teil des Gekränktheits in ihrer Arroganz als Studenten einer Eliteuniversität lag. Aber nach dem, was sie alles über und von Rogers gelesen hatten, war dies ein böses Erwachen. Die Enttäuschung dürfte sich in der Biografie widerspiegeln. Sie bietet damit eine keineswegs verklärte Sichtweise, sondern Cohens Interesse führt insbesondere zu den Schattenseiten dieser oft verherrlichten Persönlichkeit. Zwar erkennt er an, dass Rogers nicht versucht hat, seine eigenen Schwächen und Fehler zu vertuschen, indem er seinen Nachlass unzensuriert der ganzen Welt zugänglich gemacht hat. Andererseits weist er dezidiert auf die Diskrepanz zwischen dem Menschen Carl Rogers und seinem Image als „Gott“ hin. Insgesamt gibt Cohen ein viel menschlicheres Bild von Rogers als manch anderer Biograf. Es kann sich beim Lesen sogar ein Gefühl der Erleichterung einstellen, da der Mensch Carl Rogers näher rückt und durch manche spekulative Aussage nicht wirklich an Respektabilität verliert.

Leider tut eine journalistische Gier nach Sensationellem dem an sich lobenswerten Bestreben nach einem ungeschönten Blick auf Rogers nicht gut. Sie verführt Cohen dazu, Anspielungen zu machen, die er nicht durch Fakten belegen kann. Ein Beispiel dafür ist seine Unterstellung, dass Rogers womöglich eine Affäre mit einer Klientin hatte, die unter Schizophrenie litt, ohne dafür Beweise vorlegen zu können (Cohen 1997, 139). „It should be stressed that there was no firmer evidence for suggesting that Rogers had been sexually involved with his client, ...“ (ebd., 139). Wenn es keine Belege gibt, wozu dann die Rede darauf bringen?

Im Folgenden sollen, um Wiederholungen zu vermeiden, eben nur jene Aspekte von Rogers' Lebenslauf und Persönlichkeit angeführt werden, die durch Cohens Perspektive eine andere Sichtweise als jene der oben vorgestellten Autoren einbringen.

Die Beschreibung von Carl Rogers' Kindheit und Jugend unterscheidet sich nicht wesentlich von den anderen, außer dass er vielleicht ein etwas kritischeres Bild von Rogers' Eltern gibt. Zudem stellt er das subjektive Erleben des Kindes Carl Rogers, nämlich dass das Necken innerhalb der Familie oft bis an die Grenze der Grausamkeit ging, in Frage: „To a surprising extent, Rogers wrote as if he had been a victim in his childhood“ (Cohen 1997, 25). Und scheint damit genau das zu tun, was er Rogers in der Rochester-Phase vorwirft (siehe weiter unten): Er macht das Kind für dessen Probleme verantwortlich. Rogers' Ablösungsprozess nützt er, um hervorzuheben, dass Carl konfliktscheu war, und schreibt dessen Magengeschwür diesem Umstand zu. Bezüglich Rogers' Phase als Kinderpsychologe weist Cohen an verschiedenen Stellen immer wieder darauf hin, dass es doch verwunderlich ist, dass Rogers in dieser Zeit nie einen Fall von Kindesmissbrauch aufdeckte (ebd., 61). Er meint, dass Ro-

gers damals die sozialen Umstände, aber auch das Sozialverhalten des Kindes oder der Familie zwar scharf kritisiert, aber nicht danach fragt, ob an dem Kind eventuell Missbrauch getrieben worden sei (ebd., 85). Diese Kritik wirkt etwas undifferenziert, da die Tatsache, dass Sexualität und Missbrauch allgemein noch viel mehr tabuisiert waren als heute, mit keinem Wort erwähnt wird.

Cohen stellt Rogers' liberale Sichtweise in Frage und bringt dafür als Beispiel einen Artikel aus jener Phase (1931) mit dem Titel „We pay for the Smiths“, in dem Rogers eine sozial schlecht gestellte Familie mit zahlreichen abwertenden Begriffen beschreibt. Er weist auf die Diskrepanz zwischen Rogers' sozialem Bewusstsein, seinem Interesse an Menschen und seiner moralischen Bewertung hin, die zu dem Zeitpunkt noch sehr stark von der psychoanalytisch-psychologischen Sichtweise geprägt ist. Kinder werden als egoistisch und als „Teufelsbraten“ beschrieben: „... the negative tone, insisting on the selfish child, was typical of the professionals of the period“ (Cohen 1997, 84). Dieses Verhaften, wenn auch nur noch mit einem Fuß in der damaligen Sichtweise, findet auch Ausdruck in seiner von Cohen als zwiespältig beschriebenen Haltung zu den Gedanken von Taft und Allen: Einerseits ist er einverstanden mit ihrer kind-zentrierten Sichtweise, andererseits bezeichnet er sie als idealistisch (ebd., 77).

Cohen zeichnet Charaktereigenschaften, die bei Kirschenbaum nicht mit *der* Schärfe hervorgehoben werden, beispielsweise Rogers' Gefühl, sich beweisen zu müssen, und ein damit zusammenhängender Ehrgeiz, die er beide als Beweggrund für das Verfassen des ersten Buches („The Clinical Treatment of the Problem Child“) betrachtet (ebd., 81). Zudem meint er, dass „Rogers nie gern therapeutisches Versagen zugab“ (ebd., 90), und belegt das mit der Tatsache, dass Rogers nie erklärt hat, weshalb er ein Jahr, nachdem er den Posten des Leiters des Rochester Guidance Center nach einigem Kampf letztendlich doch erhalten hat, für viele überraschend das Angebot annimmt, an der Ohio State University zu unterrichten. Cohen vermutet, dass Rogers womöglich ausgebrannt ist, da die positiven statistischen Daten täuschen und die Arbeit sich im Endeffekt doch als weniger erfolgreich darstellt.

Im Laufe des Buches wird Cohens Ton immer kritischer. Er scheint jede Gelegenheit wahrzunehmen, Carl Rogers Schwächen nachzuweisen. Einmal behauptet er, Rogers habe die Wirkung seines Vortrages in Minnesota, den er als die Geburtsstunde der Klientenzentrierten Psychotherapie bezeichnet, übertrieben, um seine eigene Bedeutung zu verstärken (ebd., 97-98). Ein andermal betont er, dass Rogers lange Zeit seine Augen vor den enttäuschenden Ergebnissen der Psychotherapieforschung verschließt (ebd., 151). Er beendet seinen Bericht, indem er die Bedeutung Carl Rogers' zu relativieren sucht: „In social work his influence is strong, though it would be exaggerating to claim that there is a school of non-directive therapy or of the person-centred approach. Rather, Rogers' philosophy—listen to the client, treat him or her with respect, use empathy, try to get the client to find his or her solutions—has

become part of the fabric of therapy“ (ebd., 235). Er attestiert ihm lediglich, „he made therapy friendlier, more accessible and he took some of the controls out of the hands of therapists. He helped popularise the idea that therapy was not just for the ‘sick’ but that it could help anyone to be happier and find his or her real self“ (ebd., 235f).

Ist es Unkenntnis oder Nicht-wahr-haben-Wollen der Tatsachen? Ist Cohen das implizite Eingehen der von Rogers postulierten therapeutischen Basisvariablen in die Praxis einer Vielzahl von Therapierichtungen unbekannt und nehmen nur Insider die Verbreitung des Personzentrierten Ansatzes wahr, die zugegebenermaßen in Europa mehr Gewicht zu haben scheint als in den Vereinigten Staaten, wohin der Brite Cohen seine Recherche verlagert hat? Die Fakten haben sich für Carl Rogers immer als freundlich dargestellt – vielleicht weil er sie so wollte. Für Cohen ist die Faktenlage eine dichte, denn alles aus Rogers’ Nachlass ist offen zugänglich. Rogers hat sich damit sogar darauf eingelassen, posthum die Bewertung im Gegenüber bzw. beim Anderen zu belassen. Dieses Faktum ist freundlich.

Aus Fakten werden Geschichten und davon, welche Fakten in die Geschichte eingebracht werden und welche nicht, hängt es ab, welche Leser- oder Zuhörerschaft eine Geschichte findet, welcher „Aspekt der Wahrheit“ (Stipsits 1999, 80) getroffen oder verfehlt wurde. Das Verfassen einer Biografie ist wohl ein ebenso subjektives Unterfangen wie das Leben und das Lesen einer solchen. Ob sich der/die LeserIn mit wissenschaftlichem Interesse oder aus Neugier an der vermeintlichen Sensation nähert, ist für den Beschriebenen längst unerheblich. Auch wenn manchmal eine Anmutung entsteht, der in der Geschichte dargestellten Person begegnet zu sein, sie besser zu kennen als vorher, ist dem keineswegs so. Bestenfalls haben wir uns anrühren lassen und – so wir aufmerksam waren – etwas über uns erfahren und werden unserer eigenen Biografie einen kleinen, unerheblichen Schlenker in eine andere Richtung versetzen. Schlimmstenfalls haben wir unserer eigenen Lust an der Sensation – und damit letztlich nur unserer Sehnsucht nach und Fiktion von Nähe – nachgegeben und uns hoffentlich gut unterhalten. Aber das ist eine andere Geschichte.

Literatur:

- Cohen, David (1997), Carl Rogers. A critical biography, London (Constable)
- Groddeck, Norbert (2002), Carl Rogers. Wegbereiter der modernen Psychotherapie, Darmstadt (Primus)
- Kirschenbaum, Howard (1979), On becoming Carl Rogers, New York (Delacorte)
- Kirschenbaum, Howard (1995), Carl Rogers, in: Suhd, Mel M. (Ed.), Positive regard. Carl Rogers and other notables he influenced, Palo Alto (Science and Behavior Books) 1–102
- Rogers, Carl R. (1961), This is me, in: On becoming a person, Boston (Houghton Mifflin) 4–27; dt.: „Das bin ich“. Entwicklung meiner fachlichen Ansichten und meiner persönlichen Philosophie, in: Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten, Stuttgart (Klett-Cotta) 1973, 19–43
- Rogers, Carl R. (1972), My own marriage, in: Becoming partners: Marriage and its alternatives, New York (Delacorte) 21–29; auch in: Kirschenbaum, Howard / Land-Henderson, Valerie (Eds.), The Carl Rogers Reader, Boston (Houghton Mifflin) 1989, 29–37; dt.: Meine eigene Ehe, in: Partnerschule. Zusammenleben will gelernt sein, München (Kindler) 1975, 25–33 [Frankfurt (Fischer TB) 1982, 26–36]
- Rogers, Carl R. (1959), A theory of therapy, personality, and interpersonal relationships, as developed in the client-centered framework, in: Koch, Sigmund (Ed.), Psychology. A study of a science. Vol. III: Formulations of the person and the social context, New York (McGraw Hill) 184–256; dt.: Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen, entwickelt im Rahmen des klientenzentrierten Ansatzes, Köln (GwG) 1987
- Rogers, Carl R. (1974), In retrospect: Forty-six years, in: American Psychologist 29, 2, 115–123 [auch in: Evans, Richard I., Carl Rogers. The man and his ideas, New York (Dutton) 1975, 119–146]; dt.: Rückblick: sechsvierzig Jahre, in: Rogers, Carl R. / Rosenberg, Rahel, Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit, Stuttgart (Klett-Cotta) 1980, 35–52
- Rogers, Carl R. (1980), Growing old: Or older and growing, in: A way of being, Boston (Houghton Mifflin) 70–95; dt.: Alt werden oder: älter werden und wachsen, in: Der neue Mensch, Stuttgart (Klett-Cotta) 1981, 37–61
- Rogers, Carl R. (1986), A client-centered/person-centered approach to therapy, in: Kutash, Irwin L. / Wolf, Alexander (Eds.), Psychotherapist’s casebook, San Francisco (Jossey-Bass) 197–208; dt.: Ein klientenzentrierter bzw. personzentrierter Ansatz in der Psychotherapie, in: Rogers, Carl R. / Schmid, Peter F., Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis, Mainz (Grünewald) 1991, 238–256
- Rogers, Carl R. (1987), On reaching 85, in: Person-Centered Review 2, 2, 150–152; auch in: Kirschenbaum, Howard / Land-Henderson, Valerie (Eds.), The Carl Rogers Reader, Boston (Houghton Mifflin) 1989, 56–58
- Rogers, David (1995), A ripple in the pond, in: Suhd, Mel M. (Ed.), Positive regard. Carl Rogers and other notables he influenced, Palo Alto (Science and Behavior Books) 275–299
- Rogers, Natalie (1995), The creative journey, in: Suhd, Mel M. (Ed.), Positive regard. Carl Rogers and other notables he influenced, Palo Alto (Science and Behavior Books) 175–224
- Stipsits, Reinhold (1999), Gegenlicht – Studien zum Werk von Carl R. Rogers (1902–1987), Wien (WUV/Universitätsverlag)
- Thorne, Brian (1992), Carl Rogers, London (Sage)

Autoren:

Hans Peter Ratzinger, 1961, lebt und arbeitet als Personenzentrierter Psychotherapeut und Supervisor in freier Praxis in Wels, Oberösterreich; Mitglied der Sektion FORUM der APG.

Elisabeth Zinschitz, 1959, Mag. phil., Klientenzentrierte Psychotherapeutin, Supervisorin, Vorstandsmitglied der ÖGWG; Arbeitsschwerpunkte: Psychotherapie mit (geistig) behinderten Menschen; Elternberatung für Eltern behinderter Kinder; Supervision von BehindertenbetreuerInnen; Workshops für Prä-Therapie; Veröffentlichungen über Psychotherapie mit KlientInnen mit Behinderungen.

Kontaktadressen:

*Hans-Peter Ratzinger
Adlerstr. 4
A-4600 Wels
E-Mail: hp.ratzinger@utanet.at*

*Mag. Elisabeth Zinschitz
Lenaugasse 7/8
A-1080 Wien
E-Mail: e.zinschitz@chello.at*